

(Nachdruck verboten.)

Herrn Bickendrath's Pensionäre.

19] Roman von D. Eugen Hoffan.

In der Diagnose war sie nicht groß. Die wurde von ihr mehr in Bausch und Bogen abgethan. Sie kannte eigentlich nur drei Krankheitsherde: den Kopf, den Leib und die Beine. Der Kopf war's, wenn er heiß war; die Beine, wenn sie kalt waren; und der Leib, wenn er entweder heiß oder kalt war. Ihre Hauptstärke lag in der Krankheitsbeschreibung. Darin war sie aber ganz groß. Sie besaß, wenn sie auf dieses Thema kam, eine phantastische Kühnheit des Ausdrucks, der das Schwierigste auszudrücken nicht versagt war, und eine Bilderfülle von geradezu poetischer Anschaulichkeit und Greifbarkeit. Leibschmerzen beschrieb sie etwa so, „als wenn einem mit faserigen Bindfäden durch den Leib geschnitten würde“, oder, „als wenn einem jemand mit einem Zwillingemesser in den Eingeweiden wühlte“. Die Spezialität der Beine war es, sich „wie abgehakt“ zu fühlen, und von einem brummenden Schädel hatte sie einmal gesagt, es wäre eine Empfindung, „als ob man ein Orchestrion drin hätte“. Dafür war sie in der Therapie wieder desto einfacher. Alle heilsame Einwirkung auf den kranken Organismus bestand bei ihr in „Zertheilen“. Was eigentlich „zertheilt“ werden sollte, darüber sprach sie sich gewöhnlich nicht genauer aus. Uneingestandenermaßen stellte sie sich jede Krankheit wie eine Art dicken Mloß vor, der sich irgendwo im Körper festgesetzt hatte und der nun wieder auseinandergetrieben, „zertheilt“ werden mußte. Es war unglaublich, wie viele zertheilende Mittel ihr bekannt waren. In der Praxis aber hielt sie es am liebsten mit Speck, der eingenommen, eingegeben und aufgelegt werden konnte.

Die Krankheit ihres Mannes hatte ihre medizinischen Instinkte wieder vollends wachgerüttelt; sie ging umher und witterte Krankheiten. Eines Abends, als Frihe nach dem Abendessen das Wohnzimmer verließ, hielt sie ihn draußen am Fuß der Treppe an und sagte flüsternd:

„Frihe, auf ein Wort! Sie gefallen mir nicht.“

„Im!“ brummte Frihe unfreundlich. „Kann ich nicht ändern.“

„Ach, ich meine doch . . . fühlen Sie sich vielleicht krank?“

„Keinen Schimmer.“ Er wollte seinen Weg nach oben fortsetzen.

Sie aber ergriff ihn energisch am Arm und ließ ihn nicht.

„Herrgott, Sie werden mir doch Rede stehen. Haben Sie kalte Füße?“

„Ne.“

„Oder . . .“

„Ne.“

„Im Kopf auch nicht?“

„O ja, im Kopf hab' ich's. Den hab' ich voll, aber so voll. Mahlzeit! . . .“

Und er machte sich mit einer kräftigen Bewegung los.

Oben in seinem Zimmer fiel es ihm schwer auf die Seele, daß er sich unverantwortlich flegelhaft benommen hatte. Manni hatte doch nicht so ganz unrecht. Die Frau meinte es nicht schlecht, die noch am allerwenigsten im Hause. Aber Kreuzmillionen — er versuchte sich aufzuraffen — sie hatten ihn in diese Vertheidigungsstellung hineingedrängt. Nun konnten sie auch die Folgen tragen.

Dennoch gelang es ihm nicht vollkommen, sein Gewissen zu beruhigen. Und der Zweifel, der zurückblieb, machte ihn noch elender, als ihm schon war.

XIII.

Das „Schriftliche“ war vorüber, und Frihe stieg umher mit einem Gefühl dumpfer Ergebenheit in sein Schicksal.

Es war mäßig ausgefallen, das stand fest; wie mäßig, das konnte erst der entscheidende Tag erweisen. Es war ja vorher nichts herauszubringen aus den Lehrern! Dienstgeheimniß! . . . Aber so ungefähr konnte man seine Berechnungen anstellen. In der Mathematik, seinem besten Fach, hatte er nur drei

Aufgaben gelöst. Und durch diese Arbeit hatte er sich herausreizen wollen. Denn Latein war nie seine starke Seite gewesen; und Deutsch, damit war es auch so eine Sache. Er war sehr wohl im Stande, seine Gedanken klar und richtig auszudrücken; aber damit war es bei dem deutschen Lehrer nicht gethan. Der hatte als ehemaliger Theologe eine Vorliebe für pastorale Rhetorik, so ziemlich das Einzige, was er aus seiner theologischen Bergangenheit beibehalten hatte. Aber für Frihe war das gerade das Uebelste. Denn diesen Ton brachte er nicht heraus. Und nun noch das Thema: „Warum wird Rom die Weltstadt genannt?“

Na, wie gesagt, Alles in Allem ein sehr maddeliges Ergebniß, im besten Fall ein faules Mittelmaß. Eigentlich war das dazu angethan, um sich die Haare einzeln auszuraufen. Früher, als er noch in der Fleischerbude wohnte, ohne allen Zusammenhang mit „besseren“ Elementen, hatte kein Mensch daran gezweifelt, daß er ein tadelloses Examen machen würde. Und jetzt! Wenn es nicht ein Durchfall wurde, wurde es nur ein Durchschlüpfen, so eben noch. Das waren die Früchte der Erziehung, in die er hineingerathen war. Der Teufel hole die Erziehung!

Aber nicht einmal dieser fromme Wunsch kam mit der rechten Energie heraus. Er fühlte sich schlaff, müde, unlustig zu jeder Anstrengung, selbst zu einem gründlichen Aerger. Und die Tage, die zwischen dem „Schriftlichen“ und dem „Mündlichen“ lagen, verschlief er zur Hälfte, in einem unruhigen Hindusseln voll rammdöfiger Träume, ohne Erquickung und Erfrischung.

Dann kam der große Tag.

In der Nacht vorher hatte er keine halbe Stunde in einem Stüd schlafen können, und als es nun Zeit wurde, konnte er sich doch nicht entschließen aufzustehen. Am liebsten wäre er ganz liegen geblieben, hätte den Kopf unter die Decke gesteckt und die Anderen machen lassen, was sie Lust hatten. Examen überhaupt — so ein Blödsinn! Die Lehrer kannten ihn nun seit Jahren und wußten, was er leistete. Wozu nun noch diese Komödie?

Was sollte er überhaupt mit dem ganzen Zauber, Latein und Griechisch und was es sonst noch war? Er wollte Techniker werden, Ingenieur, Elektrotechniker — was brauchte er da den Schwindel? Ach, war das eine verbohnte Welt!

Aber schließlich — also raus! Erst ins Waschbecken und dann in den schwarzen Anzug. Auch so eine Einrichtung, daß man schwarz kommen mußte. Wer bloß so was befehlen kann? Wenn sie die Kosten bezahlt hätten, die Herren da oben, dann hätte es ja hingehen mögen. Er hatte vorläufig beim Schneider gepumpt und es graute ihm schon vor der Szene, die der Onkel machen würde, wenn er bezahlen sollte. Und wenn er noch gar durchfiel? Ach Du Gerechter! Wie ihm das mit einem Mal auf die Seele drückte! Bis jetzt hatte er sich noch immer geschaut, diese Möglichkeit ernstlich in Betracht zu ziehen, einmal voll auszudeuten. Geradezu entsetzlich. Was dann? Und ganz ausgeschlossen war's doch einmal nicht, wie die Dinge lagen. Die Lehrer hatten überhaupt in den letzten Tagen so merkwürdige Gesichter geschnitten, halb bedauernd, halb vorwurfsvoll, als ob er ihnen was zu Leide gethan hätte. Wenn er sich's recht überlegte — — aber dazu kam er nicht. Es ging nicht. Der arme gequälte Kopf that nicht weiter mit.

Perischlagen am ganzen Leib ging er hinunter, um Kaffee zu trinken. Das ganze Haus war still. Die anderen Schüler hatten heute frei, des Examins wegen, und sielten sich noch in ihren Federn rum. Auch Herr und Frau Bickendrath genossen die Bonne des Feiertages. Nur Manni war auf und klapperte in der Küche.

Er trat in's Wohnzimmer. Der Kaffeetisch war aufgebaut, nur die Stanne fehlte noch. Er ging ein paar Mal auf und ab. Dann fühlte er sich plötzlich zum Umfallen müde und setzte sich. Aber nach einer halben Minute litt es ihn schon nicht mehr auf dem Stuhl. So trieb er's, bis Manni kam und einschenkte.

Sie war schon wieder an der Thüre, um hinauszugehen, als sie sich noch einmal umwandte und zögernd fragte: „Fehlt Ihnen etwas? Sie sehen ja so entsetzlich blaß aus.“

Er hob langsam den Kopf, sah sie mit stieren Augen an und sagte: „Ich falle heute durch.“

„Ach, so was dürfen Sie nicht sagen!“ verwies sie ihn und kam wieder zwei Schritte näher.

Er nickte mehrmals mechanisch und murmelte: „Ich weiß es, ganz genau weiß ich es. Sie haben ja die ganzen Tage her schon solche Gesichter gemacht, Leichenbittergesichter, die Lehrer, und die müssen's schließlich am besten wissen. Ich werde wohl miserabel geschrieben haben und heute — das ist bloß noch die Hinrichtung. Das Urtheil ist schon fertig.“

Sie fand im Augenblick keine Worte zur Entgegnung, aber die Theilnahme und das Mitleid mit dem großen Menschen, der so gebrochen dafuß, trieben sie, noch näher zu kommen.

Da legte er den Kopf über die gekreuzten Arme auf die Tischplatte und stieß unter verzweifeltem Schluchzen heraus: „Ach, wenn ich doch in der Fleischerbude geblieben wäre!“

Das traf Manni wie ein Dolchstoß. Eine plötzliche Bangigkeit überfiel sie, eine jähe Furcht, daß man ihm doch Unrecht gethan haben möchte in ihrem Hause, daß man ihn doch anders hätte anfassen müssen. Und ehe sie selbst recht wußte, wie es geschah, saß sie neben ihm auf dem Sopha, hatte seine Hände vom Tisch gezogen, hielt sie fest und redete auf ihn ein. Wirre, banale Trostivorte, die aber durch den Klang echt wurden, Versicherungen ihrer Achtung und ihres Vertrauens zu seinen Fähigkeiten, und zwischendurch immer wiederholte Nöthigungen, zu essen und zu trinken. Das wäre das Allerbeste, das würde ihm wieder Muth geben. Ob sie ihm schnell noch etwas Warmes machen solle, etwas braten? Oder einen Schnaps? Die Mutter hätte einen sehr guten Doppelkümmer draußen in der Küche. Oder ein paar Eier? Vor allen Dingen aber müsse er Kaffee trinken, ein paar Tassen, recht heiß, das reißt den Körper zusammen und macht den Kopf hell.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zukunftsraum.

An der Schwelle der neuen Zeit, die die Einen befürchten, die Andern erhoffen, Alle aber erwarten, fangen Furcht und Hoffnung an, sich zu gestalten, Vorstellungen, Träumen zu verdichten; und immer zahlreicher werden die Bücher, die diese regellosten Phantasien zur systematischen Darstellung vereinen. Solche Bücher machen es nicht so wie Märchen, denen wir Alles auf Treu und Glauben hinnehmen müssen und auch wirklich hinnehmen — wer's nicht glaubt, zahlt einen Thaler, heißt es in einem Grimmschen Märchen —, solche Bücher sagen: lieber Leser, sieh Dir einmal unsere politischen und sozialen Zustände an, die unmöglich so bleiben können; und dann denke nur an die ungeheuren technischen Fortschritte, Erfindungen und Entdeckungen, die in letzter Zeit gemacht wurden und die immer mehr alle unsere alten Vorstellungen über den Hausen werfen; dann ist überhaupt nichts mehr unmöglich oder auch nur unwahrscheinlich! — Es kommt nur darauf an, welcher Gebrauch von dieser Neigung, dem Menschengenosse auch das Wunderbarste zuzutrauen, gemacht wird, wie weit der einzelne Schriftsteller, der solche Zukunftsträume aufs Papier bannt, die Möglichkeit seiner Gestalten und Gestaltungen auf unseren Glauben an die Wissenschaft oder auf die Wissenschaft selbst stützt.

Ein neues Buch auf diesem Gebiete ist eine „Erzählung aus der kommunistischen Weltepoche“ von Carl Volle: „Jausos Gruß.“ (Verlag von Steiger u. Cie., Bern.) Volle stützt sich vornehmlich auf die Zustände des heutigen Klassenstaates, die nach vollständiger Umgestaltung schreiben. Die Umwälzung geschieht bei ihm nicht aus dem Klassenstaat selbst heraus, sondern durch das Eingreifen einer fremden, bisher den Menschen unbekannten Macht: des Volles der Kosmier. Diese, nach ihrer eigenen Sagen Geschichte von einem fremden Planeten stammend, hatten schon auf ihrem Mutterplaneten eine hohe Stufe der Kultur erreicht. Der vorgeschrittene Stand ihrer Wissenschaft ermöglichte es ihnen auch, nach einem unglücklichen Kampfe gegen andere Völker desselben Planeten eine Reise in das Weltall zu wagen, um der drohenden vollständigen Vernichtung zu entgehen. In kunstreich konstruirte Projektile eingeschlossen, gelangen sie nach mehrmonatlicher Fahrt durch den Weltraum zum Planeten Agab, womit in der krausen Benennungsart des Verfassers unsere Erde gemeint ist. Nicht alle Projektile treffen auf die gleiche Stelle der Erdoberfläche. Die späteren Kosmier, die dann der ganzen Welt das Heil ihres Kommunismus bringen sollen, sind eigentlich zwei sich selbstständig entwickelnde Kulturvölker; das eine, die Vaniten, bewohnt ein unterirdisches Reich, das andere, die Astiten, die Gegenden des Polarmeres. Von diesen beiden erreichen die Astiten die höchste Kultur, in die aufzugehen sie unter Androhung der vollständigen Vernichtung die niedriger stehenden Vaniten gezwungen haben. Beide zusammen bilden jetzt die Kosmier. Ihr Staat oder Bürgervereinigung oder wie man es sonst nennen will — auf Namen legen sie, wie Volle sagt, keinen besonderen Werth — ist ein kommunistischer; Produktionsmittel, Produkte, Konsum sind

gemeinschaftlich. Jeder Bürger hat das Recht und die Pflicht auf Arbeit; daß er die seinen Anlagen und Neigungen genehmste wählen kann, liegt im System der öffentlichen und gemeinschaftlichen Erziehung. Alle Kinder, ohne Unterschied des Geschlechts, werden von frühester Jugend an gemeinschaftlich von Staatswegen erzogen; es wird ihnen in der Schule alles das beigebracht, was jeder Kosmier unbedingt wissen muß, um jemals vollberechtigter Bürger werden zu können. Eigentlich kommen die Kosmier niemals so recht aus der Schule heraus. Denn obwohl alle Kosmier in ihrer materiellen Lage der Natur der Sache gemäß vollständig gleichgestellt sind, so giebt es doch verschiedene Grade unter ihnen, die zu gewissen Aemtern nothwendig sind. Alle diese Grade sind nur durch gut bestandene Prüfungen zu erreichen; da aber alle Kosmier in den gleichen materiellen und geistigen Verhältnissen aufgezogen werden, ist für jeden die Möglichkeit gegeben, sich vom „Säugling“ zum „Kaiser“, wie die geschmackvollen Titel lauten, durch alle Examina zu winden. Erst von einem bestimmten Titel wird man mündig und zu den höchsten Aemtern wahlfähig. „Nicht alle können über alle Zweige des wirtschaftlichen, administrativen und gewerblichen Lebens ausreichend unterrichtet sein. Jeder hat seine Spezialfächer, in denen er Bescheid weiß. Ihm darüber hinaus Stimmrechte einzuräumen, hieße Nichtwissende über das ihnen Unbekannte entscheiden lassen. Es giebt bei uns überhaupt keine legislatorischen Abstimungen, an denen gleichzeitig alle Volksvertreter theilnehmen. Wenn ein Gegenstand zur öffentlichen Diskussion gebracht wird, so konstituirte sich die Kommission, in deren Fach die Angelegenheit fällt, als eine Art Richterkollegium, welches Alle anhört, Alles untersucht und schließlich darüber entscheidet“, u. s. f. Man sieht, lauter Dinge, die für die gegenwärtigen Verhältnisse unmöglich anwendbar sind. An dieser Unmöglichkeit knüpft auch Volle den ganzen Plan seines Werkes an. Die Kosmier bringen nach Europa ein und bringen nach und nach das ganze Land unter ihre Kultur. Jeder Fremde, der sich ihnen nicht anschließen will, kann unbehelligt das in Arbeit genommene Gebiet verlassen. Sie paktiren mit Niemandem, Abgesandte der Republik werden ebenso gut hinausgeworfen wie die des Papstes. Man macht ihnen den Vorwurf, sie wollen alle Verhältnisse nach der von ihnen entworfenen Schablone zurecht; das verleihe gegen das Recht der Selbstbestimmung, das allen zugestanden werden müsse. Darauf erwidern die Kosmier: „In Bezug auf Menschenrechte giebt es keine besonderen Eigentümlichkeiten, welche die Bewohner eines Landes von denjenigen anderer unterscheiden könnten. Die Menschenrechte sind entweder volle oder partielle, die letzteren erkennen wir nicht an.“ Den neu gegründeten Sammelpunkten der Kosmier laufen im Anfange nur die minderwerthigen Elemente der europäischen Bevölkerung zu. Aber die Kulturbringer verstehen es, aus jenen brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu machen, indem sie ihnen nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten Arbeit geben, sie jeder Noth entheben und als vollkommen gleichberechtigt behandeln. Aus Prostituirten und Verbrechern werden tüchtige Bürger — Alle, die schon zu verderbt sind, um ihre verbrecherische Neigungen ganz abzulegen, kehren von selbst in den „Sumpf“ zurück, wie bezeichnender Weise von den Kosmiern der ganze von ihnen noch nicht kultivierte Theil der Erde genannt wird. Diese Ausführuugen gehören zu den gelungensten Partien des Buches; mit ganz anständiger Erzählungskunst und viel sicherem Takt wird die Lösung des heissen Problems als eine ganz selbstverständliche gegeben. Die von der Kolonisation der Kosmier bedrohten Staaten benützen die günstige Gelegenheit, um mit einem ganzen Heere von Verbrechern und Gefallenen die neue Kolonie zu überschwemmen — vergebens; Alle fügen sich der Ordnung, in der auch der Einzelne am besten gedeiht, trefflich ein. Hingegen verhindern die einzelnen Staaten mit aller Macht die Einwanderung besserer Elemente, obwohl die Kosmier immer größere Gebiete mit Beschlag belegen. Mit Gewalt ist gegen die Kosmier natürlich nichts anzurichten; sie verfügen über so wunderbare Waffen und Instrumente, daß sie mit der größten Leichtigkeit feindliche Armeen auf unblutige Weise entwaffnen und kampfunfähig machen können, daß sie im Stande sind, mit der größten Genauigkeit auf die weiteste Entfernung hin ihre Geschosse zu richten und ganze Städte in Trümmer zu legen. Mit Jubel werden die friedlichen Eroberer von den Revolutionären aller Länder und aller Schattirungen begrüßt. Endlich erscheint ein Abgesandter der Revolutionären eines Landes, um von den Kosmiern bewaffnete Unterstützung für eine Erhebung im eigenen Lande zu verlangen. Aber die Kosmier verweigern die Unterstützung. Sie wissen, daß sie nicht die Macht hätten, über Nacht das schwierige Werk der Zivilisation zu vollenden, die in Nationalitäten zerspaltene Welt zu kosmischen, d. h. weltbürgerlichen Anschauungen zu bekehren. Der abgewiesene Gesandte erbittet sich die Erlaubniß, bleiben zu dürfen, in der heimlichen Absicht, vielleicht doch noch sein Ziel erreichen zu können, nämlich, eine Intervention der Kosmier zu Gunsten seiner Partei durchzuführen. Seine Bitte wird ihm gewährt; aber je mehr er an der Arbeit der Kosmier theilnimmt, je tiefere Einblicke er in ihre Organisation gewinnt, desto klarer wird ihm, daß sie, vorläufig wenigstens, mit ihrer Taktik recht haben. Er selbst wird ein angesehener Kosmier, der die Aufgabe zugewiesen erhält, die einzelnen Besucher aus dem Sumpf, die mit ihren Reformvorschlägen die Kosmier bekehren wollen, zu empfangen und abzufertigen. Es erscheint ein Individualist, ein Staatssozialist, ein Bodenreformer, ein Religionsforscher; alle führen längere Gespräche, um die Vortrefflichkeit ihrer Ideen zu beweisen, müssen aber alle schließlich von

dem neu gewonnenen Kosmier, der ihnen gegenüber die sozialdemokratische Lehre vertritt, die in der kosmischen Form nur eine tatsächliche Verwirklichung gefunden, für überwunden befehlen. — Auch dieser Theil des Buches ist geschickt gemacht, Neues ist freilich nicht darin zu finden, aber Alles ist in übersichtlicher, schlagender Weise gruppiert, ohne allzu große Opfer an wissenschaftlicher Genauigkeit. — Immer weiter dehnt sich das Gebiet der Kosmier aus, auch der Zugang der Gebildeten ist nicht mehr aufzuhalten. In allen Ländern wächst die revolutionäre Begeisterung, gleichzeitig mit der allgemeinen Noth und der blutigen Herrschaft der ausbeutenden Klassen. Immer lauter werden die Hilferufe der gepeinigten Volksmassen, immer zahlreicher die Flüchtlinge, die in den kosmischen Siedelpunkten eintreffen. Aber noch immer lehnen die Kosmier das Verlangen ab, den Revolutionären hilfreiche Hand zu bieten. Denn ihre Verhältnisse ließen sich nicht so ohne Weiteres auf niedrigere Kulturverhältnisse übertragen. Würden sie dem Wunsche auch nur eines Landes willfahren, so würden sie die moralische Verantwortung für alle Folgen ihres Vorgehens übernehmen müssen. Aus allen Ländern der Welt würden die Proletarier von ihnen die gleiche Gunst erbitten, und sie könnten den Einen nicht abschlagen, was sie den Anderen gewährten. Sie würden den ganzen „Sumpf“ in ein blutiges Feld verwandeln, ohne daß die Revolutionäre ihnen irgendwelche Garantien dafür böten, daß sie nur auch wirklich einen richtigen Kommunistenstaat zu stande bringen wollten oder könnten. Die Revolutionäre könnten es nicht, selbst wenn sie wollten. Nur sie, die Kosmier, selbst könnten allmählig die ganze Erde in einen einheitlichen Kommunistenstaat verwandeln. Doch dazu bedürfte es noch einiger Jahre. Dauerte dies den Revolutionären zu lange, so könnten sie ja ohne Weiteres in die kosmische Bürgerkriegs eintreten. Aber endlich werden die Kosmier, fast gegen ihren Willen, doch zum gewalttätigen Einschreiten genöthigt. Je mehr die eingewanderten Flüchtlinge von den überstandenen Greueln und Qualen zu erzählen wußten, desto höher steigt die Sympathie der Kosmier für die Sache der Revolutionäre, und wenn man auch aus prinzipiellen Gründen eine offizielle Unterstützung vermeidet, so fließen doch reichlich die privaten Hilfsquellen. Auf der ganzen Erde kommt es zu Revolutionen und Gegenrevolutionen, langsam entwickelt sich aus blutigen Wirren in einem einzelnen Lande ein kommunistischer Staat, nach dessen Muster die Kosmier, um dem Blutvergießen ein Ende zu machen, die übrigen Länder sich zu organisiren zwingen. Ein vorläufiges Auskunftsmitel, denn noch ist die kosmische Zivilisation der Erde nicht vollendet, aber es ist wenigstens eine Grundlage gegeben, von der aus man die Kosmier in ihrem die ganze Menschheit umfassenden Plane unterstützen kann.

Man sieht, das Buch ist im großen Ganzen auf der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit unserer gegenwärtigen Zustände aufgebaut, und dieser Ueberzeugung ist im Allgemeinen in recht kräftigen und treffenden Schilderungen Ausdruck gegeben. Ungünstiger steht es mit der Phantasie und der Fähigkeit, Uebernatürliches als natürlich und möglich erscheinen zu lassen. Mit keinem Worte geht Volle auf die so gerühmten wunderbaren Apparate der Kosmier ein; er verlangt die Glaubwürdigkeit des Märchens, ohne dessen fesselnde Phantasie zu geben, und, um nach dem schönen Muster Kurt Laßwitz, phantastische Hoffnungen in Wirklichkeit umzusetzen, fehlen ihm offenkundig die notwendigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Immerhin kann man ja mit einem ganz abschließenden Urtheil zurückhalten, bis die angekündigte zweite und dritte Abtheilung des Romanzklus erscheint. Welche Aufgabe, Staaten von Vernunftwesen, die nicht menschlicher Gestalt sind, zu schildern! Freilich muß da Volle den philologischen und mitunter recht geschmacklosen Schulmeister schlafen schiden, der in ihm noch die Oberhand hat. —

Kleines Feuilleton.

— Die **Bouvet-Insel**. Der Vorstoß, den die deutsche Tiefsee-Expedition von Kapstadt aus in die südpolaren Gegenden gemacht hat, war, wie das am Dienstag mitgetheilte Telegramm des Kapitäns Kreck der „*Valdivia*“ zeigt, vom Glück begünstigt und verspricht die Beantwortung mancher interessanten geographischen Fragen, wie schon die Meldung „*Bouvet-Insel gefunden*“ verräth. Unter dem Namen „*Bouvet-Inseln*“ finden wir auf den Karten im Südwesten der Südspitze Africas, etwa 20 Breitengrade südlicher, ungefähr unter dem 54. Grad südlicher Breite und 5 Grad östlicher Länge, eine Gruppe von kleinen Inseln verzeichnet, über die noch viel Unklarheiten herrschen. Sie tragen ihren Namen nach Lozier Bouvet, der auf seiner im Auftrage der französischen „*Kompagnie des Indes*“ unternommenen Fahrt im Jahre 1738 den Reigen in der antarktischen Eisschiffahrt eröffnet hat. Bouvet entdeckte, schreibt die „*Nord. Allg. Ztg.*“, nämlich am 1. Januar 1739, etwa unterm 54. Breitengrad, ein anscheinend sehr hohes und schneebedecktes Land, das er für ein Vorgebirge des damals allgemein angenommenen großen Südländes hielt; das Land erhielt, dem damals üblichen Gebrauch zufolge, den Namen des Kalendertages seiner Entdeckung „*Caps de la Circoncision*“ (Vorgebirge der Beschneidung.) Da dichtes Padeis es unmöglich machte, das Land zu betreten, so konnte sich Bouvet nicht davon überzeugen, daß er nur eine Insel entdeckt hatte. An einem klaren Tage konnte man indessen sehen, daß das Land gegen Südosten hin flacher wurde und daß es an schneefreien Stellen mit Buschwerk oder Wald bedeckt schien, eine Täuschung, die vielfach auch die Fallandinseln

hervorgehoben haben, indem das Luffodgrass (*Poa flabellata*) den Eindruck von Gebüsch machte. Die Insel hielt sich vor Cook, Ross und Moore hartnäckig verborgen, wurde aber im Jahre 1808 wieder von dem Walfischfänger James Lindsay gesehen; dieser giebt ihr aber eine etwas andere Lage als Bouvet. Im Jahre 1823 fand der Walfischfahrer Norris in der nämlichen Gegend Land, dessen Positionsbestimmung aber von den Angaben Bouvet's und Lindaj's so stark abweicht, daß man zu der Annahme gelangt, er habe eine andere Insel als seine Vorgänger entdeckt. Er hat auch nicht nur eine, sondern zwei Inseln und mehrere Klippen gesehen; er nannte sie Liverpool- und Thompson-Insel. Letztere, welche von der Mannschaft besucht wurde, besteht aus vulkanischen Massen. Es lag daher der Gedanke nahe, daß die von Bouvet entdeckte Insel gar nicht mehr existire, sondern einer vulkanischen Eruption, gleich der des Krakatoa, erlegen ist. Wie das Telegramm des Kapitäns Kreck weiter besagt, ist die „*Valdivia*“ bis ganz nahe an den südlichen Polarkreis vorgebrungen, indem sie an Enderby-Land nahe heran kam. —

Theater.

— **Schiller-Theater**. Man braucht nicht immer schon den guten Willen für die That zu nehmen und kann doch einer Theatervorstellung, die von der höchsten Stufe der Vollendung beträchtlich weit entfernt ist, das Prädikat „gut“ zuerkennen. An der vorgeschrittenen Othello-Aufführung im Schiller-Theater mochte im Einzelnen auszuweisen sein, daß der Mohr des Herrn Gregori zuweilen mehr fanatisirter Gräßler als der Mann der alles zermalmenden Leidenschaft war, daß der Jago des Herrn Frohose allzu gemüthlich mit der im Konversations-Lustspiel üblichen Verschlagenheit kokettirte, und daß etwas weniger bleiche Passivität der von Fräulein Wieke gespielten Desdemona sehr zu staten gekommen wäre. Aber diese Mängel wurden verdeckt dadurch, daß sich alles schicklich eins ins andere zu fügen wußte. Niemand ging seinen aparten Gelüsten nach, um im klassischen Stück zu zeigen, was für ein stark talentirter Held er auf den Brettern sei; und dieser klugen Unterordnung unter den Willen einer umsichtigen Regie ist es zu danken, daß immerhin eine Vorstellung zu stande kam, die sich in Ehren sehen lassen konnte. —

Völkerkunde.

kg. Gottesurtheile bei den Dajaks in West-Borneo. Um in einer Streitfrage das Recht zu finden, ist es nach der Anschauung der Dajaks nicht nothwendig, daß durchaus Beweise herbeigeschafft werden müssen. Wenn die irdischen Zeugen auch fehlen, irgend einer der himmlischen: Sonne, Mond und Sterne, die Geister der Ahnen oder die hindu-javanischen Gottheiten, die sich hinter dajakischen Statuen verstecken, wird den Schuldigen schon kennzeichnen und dafür sorgen, daß ihn die Strafe treffe. Säumen die europäischen oder inländischen Richter nach seiner Meinung gar zu sehr, so nimmt der Dajak sich auch wohl selbst sein Recht und scheidet selbst vor dem Morde nicht zurück, wenn durch das Gottesurtheil der Schuldige überführt ist, so fest vertraut er auf dessen Richtigkeit. Ueber die eigenartigen Formen der Gottesurtheile bei den Dajaks ist jetzt nach einem Bericht des „*Internationalen Archivs für Ethnographie*“ durch die Forschungen des Holländers Kühr Genaueres bekannt geworden. Bei Diebstählen wird von den Semaarwa-Dajaks der „*boadji*“ angewendet. Unter Beobachtung gewisser Zeremonien wird für jeden der beiden Gegner ein Stück Rindenfaser schnur in eine mit Wasser gefüllte Tasse getaucht; derjenige, dessen Schnur an der Oberfläche bleibt, ist unschuldig, der, dessen Schnur sinkt, schuldig. Bei allen den Gottesurtheilen ist es charakteristisch, daß sie abgehalten werden, wenn die Sonne im Zenith steht. Früher wurde bei einer Anzahl von Stämmen in Fällen von Ehebruch und Diebstahl von hohem Werth, besonders wenn es sich um einen Häuptling oder eine wohlhabende Person handelte, die Tauchprobe, das selam aër, zur Anwendung gebracht. Nicht die Gegner selbst, sondern zwei Stellvertreter führten sie aus. Diese stiegen ins Wasser und steckten den Kopf unter ein Brett, das einen Theil der Oberfläche bedeckte. Derjenige galt dann als der Schuldige, dessen Vertreter zuerst wieder den Kopf herausbrachte, um Athem zu schöpfen. Das gegenwärtig bei allen Stämmen im Westen Borneo's gebräuchliche Gottesurtheil ist der Hahnenkampf, das „*njabung manuk*“. Ein Kampfhahn wird daher fast in jeder Familie gehalten. Unter den Ot-Danon ist ferner die *Saraprobe*, nepak njatung apoi, gebräuchlich. Der Beschuldigte schlägt mit der Handfläche auf heißes Wasser oder glühend heißes Harz, das über ein plattes Holzstück ausgebreitet ist. Verbrennt er sich dabei nicht oder nur wenig, so ist er unschuldig. Bei der Laufprobe müssen die beiden Gegner einen Wettlauf veranstalten; die Bahn ist einigermaßen geebnet, ungefähr 2 Meter breit und 100 Meter lang. Wer zuerst ans Ziel kommt und eine am Ende des Weges in den Boden gesteckte Lanze ergreift, ist unschuldig, und kommen beide zugleich an, so ist es der, der den höheren Punkt am Lanzenstiel ergriffen hat. Nach der zur Verwendung gelangenden chinesischen Kupfermünze wird ein letztes Gottesurtheil *depiatis* genannt. Zwei Münzen, von denen die eine blank gepulvert ist, werden in einen Topf Wasser geworfen, das durch Asche getrübt ist. Der Beklagte ist unschuldig, wenn er das gereinigte Stück herausholt. Eine ergötzliche Geschichte, erzählt Kühr, sei einmal bei einem solchen Gottesgericht in einem Liebeshandel passiert: Ein Mädchen verschwieg den Namen ihres Geliebten hartnäckig, obwohl sie die Folgen nicht mehr verbergen konnte, und

Behauptete, von einem Geist im Traume umfassen zu sein. Ein Gottesgericht wird angewendet, und sie ergreift — die blanke Münze. —

Medizinisches.

— Einen Fall von Arsenwasserstoff-Vergiftung mit tödlichem Ausgang theilt die „Oesterreichische Chemiker-Zeitung“ mit: In einer chemischen Fabrik, die Zinkasche zu Vitriol und Eisenoxyd verarbeitet, sollte aus Zinkvitriol und Zinkstaublösung Cadmium gefallt werden. Als dies in einem offenen Gefäße vorgenommen wurde, trat eine starke Wasserstoffentwicklung ein. Da in der Zinkasche Arsen enthalten war, bildete sich Arsenwasserstoff. Zwei Arbeiter und ein Werkmeister, die an zwei aufeinanderfolgenden Tagen die Mischung im Bottich jedesmal einige Minuten umgerührt hatten, erkrankten plötzlich an einer Arsenwasserstoff-Vergiftung. Der eine Arbeiter verstarb kurze Zeit darauf, der andere wurde gesund, der Werkmeister ist noch nicht hergestellt. Um einem ähnlichen Unfälle vorzubeugen, ist angeordnet worden, den Bottich mit dichtschließendem Dedel zu versehen, aus dem ein Rohr etwa entstehende Arsenwasserstoff-Gase nach einem kleinen Gefäße leitet, in dem eine ammoniakalische Kupferlösung enthalten ist. Beim Durchgang durch die Lösung wird der Wasserstoff von dem Arsen getrennt und kann nun ohne Schaden ins Freie gelangen. Die Vergiftung der Arbeiter geschah natürlich durch Einathmung des bezeichneten Gases. —

Aus dem Pflanzenleben.

on. Die Wirkung des Schattens auf das Pflanzenwachstum hat der amerikanische Botaniker Halsted auf Grund von interessanten Versuchen festgestellt. Er brachte eine Reihe von Pflanzen, die in freier Erde standen, in den Schatten beweglicher Schirmwände, die aus Holzlaten derart zusammengefaßt waren, daß zwischen jeder Latte ein Zwischenraum von derselben Breite blieb; auf diese Weise wurde demnach die Hälfte der direkten Sonnenstrahlen zurückgehalten. Die mittlere Temperatur hinter dem Holz war wesentlich geringer als in vollem Sonnenschein und zwar um 4 Grad im Mai bis zu fast 8 Grad im August. Die Keimung der Samen wurde im Frühling durch den Schatten verzögert, im Sommer dagegen beschleunigt, woraus man den Schluß ziehen kann, daß die Sonnenstrahlung im Sommer wegen ihrer zu großen Intensität der Keimung hinderlich ist, während sie im Frühling durch ihren mäßigen Betrag beschleunigend dazu wirkt. Von den Ruhezuständen kann im Allgemeinen gesagt werden, daß sie besser im Schatten stehen, wenn sie der Blätter wegen gebaut werden, dagegen besser in der Sonne, wenn man von ihren Wurzeln Nutzen ziehen will. Kürbis, Mohrrüben und Kartoffeln entwickeln nämlich im Schatten einen stärkeren Blattwuchs, aber weniger Wurzeln, dasselbe ist bei Salat, Spinat und Sellerie der Fall, für die es also sehr von Vortheil ist, der direkten Sonnenhitze entzogen zu sein. Andererseits schadet der Schatten allen den Pflanzen, die man ihrer Körner oder ihrer Frucht wegen zieht, also z. B. den Bohnen, Erbsen, Tomaten und Gurken. Sowohl die Blätter wie die Reife wird durch die direkte Sonnenstrahlung verzögert, gleichzeitigschießen sie ins Kraut und die Farbe ihrer Blätter wird dunkler. Bei der Bohne kann jeder beobachten, daß die Stellung der Blätter sich je nach dem Sonnenstande ändert, um eben der zu starken Bestrahlung auszuweichen; bei den in Halbschatten verjetzten Pflanzen findet diese Bewegung der Blätter nicht mehr in merklichem Grade statt. Einzelne Pflanzen verändern auch ihr äußeres Aussehen merklich, je nachdem sie im Schatten oder im Sonnenlichte stehen, die Wasserfarne z. B. senken im Schatten ihre Blätter, während sie sie in der Sonne fast aufrecht tragen und dann weit weniger schön aussehen. —

Technisches.

— Das höchste Haus der Welt, das Park Row Building in New-York, ist jetzt fertiggestellt und erhebt sich mit seinen beiden Kuppeln bis zu 117 Metern über die Straße. Es ist auf Pfähle gegründet, die 16 Meter tief in den sandigen Boden eingerammt wurden. Die Fahnenstangen ragen noch 17 Meter über die Kuppeln empor, so daß die Gesamthöhe des Bauwerkes 150 Meter beträgt. Den auffallendsten Anblick soll das Riesenhaus von der Ann Street aus gewähren, in der seine Front nur 6 Meter lang ist. Sieht man in dieser sehr engen Straße an ihm in die Höhe, so gleicht es einem ungeheuren, äußerst dünnen Schornstein. 950 Geschäftsräume sind in dem Riesenhaus enthalten, fast alle von stattlicher Größe. Es enthält 8000 Tonnen Stahl und 12 000 Tonnen andere Baustoffe. Die Kosten betragen nicht ganz 10 Millionen Mark. Die „Technische Rundschau“ berechnet, daß den Tag über sich etwa 8000 Menschen ständig zu gleicher Zeit in dem Bau aufhalten. —

— Eine Fabrik, welche alte ranzige Butter wieder zu frischer Waare umarbeitet, ist, nach einer Mittheilung der „Nigaer Land- und forstwirtschaftlichen Zeitung“, seit Kurzem in England in Betrieb. Das Verfahren besteht darin, daß die aufgekaupte alte Butter mit frischer Buttermilch zusammengearbeitet wird, bis eine ganz gleichmäßige, dickflüssige Masse entsteht. Durch diese wird dann ein Strom heißer Luft geblasen, hierdurch wird die flüchtige Butterfäure, welche der ranzigen Butter den charakteristischen Geruch und Geschmack giebt, ausgetrieben, während etwaige andere Unreinigkeiten zu Boden sinken. Alsdann

wird ein Strom kalter Luft in Anwendung gebracht, so daß sich die Butter in einzelnen Kügelchen abscheidet. Das so verjüngte Naturprodukt wird nunmehr mit Wasser gemischt, gesalzen und nöthigenfalls etwas gefärbt, worauf die Waare aufs Neue in den Handel gebracht wird. —

Humoristisches.

— Zensur. Fährdrieh zu zwei Kameraden: „Das is 'n Glend, wenn man einen Vater hat, der Professor der Nationalökonomie is. Jeden Tag muß ich sein Beschreibe durchlesen, ob nich was drin is, das sich mit meiner Stellung nich vereinbaren läßt.“ —

— Der Schuhherr. Fremder: „Giebt es in Ihrem Kirchspiel auch jemand, der nie in die Kirche geht?“

Bauer: „Ei freilli, dös is der Herr Barock, unser Kirchenpatron.“ —

— Eingeseift. Im Gasthause „Zu den drei Linden“ pflegte sich, so erzählt man der „Z. N.“, allabendlich eine kleine Anzahl von Stammgästen zu versammeln. Das Bier war gut, und geschwatzt wurde da viel, und besonders viel Jägerlatein. Darin war der alte Forstwart Hausmann unübertrefflich. Der wußte immer etwas Neues zu erzählen, aber andere sagten ihm nach, daß er nie ein wahres Wort gesprochen. Einmal hat er jedoch alle gründlich aufs Glatteis geführt und die Wahrheit gesprochen, als er gerade am aller tollsten im Zuge war, ihnen einen mächtigen Bären aufzubinden. „Ja, meine Herren, es passiert so manches in der freien Natur, wovon sich die Stubenhocker nichts träumen lassen,“ fing der Forstwart an zu erzählen. „Da finde ich eines Tages da draußen an dem Waldesranne einen Todtenkopf und neben ihm einen Fuchs, der weder meine Spitze, noch meine Diana beachtete, sondern ruhig auf seinem Plage verharrte und Siesta hielt. Ich hätte ihm ja eins aufbrennen können, aber da ich es nicht that, unterblieb es eben, und so verhielt sich denn mein Köter ebenfalls neutral. Den Todtenkopf aber dachte ich mitzunehmen und bißte mich nach ihm, ohne auf den Fuchs weiter zu achten. Da geschah etwas, für dessen Wahrheit ich Ihnen bürgel! Ja, meine Herren, da erhob sich der Fuchs hoch in die Luft und mit ihm der Todtenkopf, und beide flogen auf und davon auf Nimmerwiedersehen.“ —

„Lüge Du und der Teufel!“ fiel ihm der Ortsrichter ins Wort. Der Forstwart aber blinzelte in seinen Krug hinein, bis er leer war, und fuhr dann fort: „Ich habe mein Lebtage noch nicht gelogen, aber hören Sie nur weiter. Da steht mit einem Male ein Junge, der die Gänse hütete, hinter mir, und was meinen Sie wohl, was der dazu sagte?“ — „Herr Förster,“ hat er gesagt, „schäde, dei war'n so'n paar scheene Schmetterlinge!“ —

Notizen.

— In dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ wird als „ein für jede Verlagsbuchhandlung unentbehrliches Hilfsbuch“ eine „Kritiker-Liste“ angekündigt, d. i. ein „Verzeichniß von Schriftstellern, die aus bestimmten Literaturzweigen Bücherbesprechungen übernehmen unter Angabe ihrer Stellung zur Hauptpflicht, sowie Verzeichnung der Zeitungen, in denen die Verprechungen Aufnahme finden.“ Die Liste ist „zur Vermeidung von Rezenensions-Exemplaren eingerichtet.“ —

— Adalbert Stifter's ausgewählte Werke“ erscheinen von Ende Januar ab in einer Volks-Ausgabe in 10 Lieferungen à 35 Pf. bei G. Mareis, Linz a. Donau. —

— Von Gabriele d'Annunzio werden angekündigt: fünf Romane, ein paar Bände Lyrik, ein Band literarisch-kritische Schriften, ein Novellenband und acht Bühnenstücke, darunter eine Trilogie. — Hat der Herr vielleicht den Saal des Fra Galidino gefunden? —

— Ein Exemplar der „Mazarin-Bibel“ wird jetzt von dem Antiquar Quaritsch in London für 100 000 M. angeboten. —

— „Die drei Reihersfedern“ von Sudermann haben bei den Wiederholungen am Sonntag und Montag im Deutschen Theater eine bedeutend wärmere Aufnahme beim Publikum gefunden als bei der Premiere. Ähnliches wird aus Dresden gemeldet; dort und in Stuttgart war das Werk an demselben Abend und mit ähnlichem Erfolg wie in Berlin aufgeführt worden. —

— Die Stadtverreitung in Preßburg hat beschlossen, abwechselnd ungarische und deutsche Vorstellungen zu veranstalten. Die Operetten-Vorstellungen dürfen jedoch nur in ungarischer Sprache stattfinden. —

c. e. Im „Teatro Real“ in Madrid wurde Richard Wagner's „Walküre“ zum ersten Mal in spanischer Sprache aufgeführt. Das Werk wurde vom Publikum sehr wohl aufgenommen. —

— Zwei interessante naturwissenschaftliche Sammlungen, die Mineraliensammlung des in Berlin verstorbenen Dr. Lamnau und das Moosherbar des Dr. Karl Müller von Halle, die schönste und vollständigste Moosammlung der Erde, sollen durch den preussischen Staat angekauft werden. Die erstere soll 150 000, die letztere 22 320 M. kosten. —